

einer eronnenen Gegnerschaft zu Nikolaus Fey oder anderen fränkischen Dichtern zu nennen; sonst wäre ich gezwungen etwas zu tun, was kein Mann von Ehre und Bildung gerne tut, nämlich in aller Öffentlichkeit zu sagen, was ich für bestimmte fränkische Dichter getan habe.

Peter Schneider.

Görres fragt: Wo ist Jean Paul?

Gedanken und Betrachtungen zum Einzug des letzten Walhallagenossen

Von Th. Meister.

Abgedruckt mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers aus:
Jean Paul-Blätter 7. Jahrg. 2. Heft. 1932. S. 21 ff.

5. September 1931. Festliche Gäste steigen zur Walhalla empor. Fanfaren ertönen. „Hebe deine Augen auf zu den Bergen“ singen die Regensburger Domchorknaben. Kultusminister Goldenberger spricht vor der enthüllten Büste feierliche Worte über die Bedeutung des neuen Walhallagenossen Joseph Görres.

Gegen Abend ist der Lärm des Festtages verschwunden und majestätische Ruhe senkt ihre Flügel vom Ruhmestempel herab über die weite Donauebene. Um Mitternacht aber flackert magischer Dämmerchein in der Walhalla auf und die in die Büsten gebannten Geister wandeln, nun entfesselt, auf und nieder und König Ludwig begrüßt den neuen Gast:

„Sei uns willkommen, geistesgewaltiger Görres! Zum Seher warst du geboren, zum Schauen bestellt als Türmer auf der Zinne der Zeit. Mit rheinischem Feuergeist hast du gekämpft als fünfte Großmacht für die Befreiung des Vaterlandes von Fremdherrschaft und für die nationale Einigung aller Deutschen!“

Görres blickt sich um im Kreise der Geweihten. Mit herzlicher Freude begrüßt er Herder und Wieland, Gneisenau und den Freiherrn vom Stein, Schelling und Kant. Es scheint aber, als ob ihm jemand fehle und beunruhigt fragt er endlich: „Jean Paul ist wohl nicht hier?“

Unbehagliches Schweigen tritt ein, bis König Ludwig dem Fragenden mitteilt, daß Jean Paul nicht in der Walhalla ist. „Die Epigonen, die den Schlüssel zum deutschen Ruhmestempel verwalten, haben dem fränkischen Dichter die Pforte zum Heldenaal nicht aufgetan!“

Warmen Anteil an der Frage nimmt Gneisenau und er meint: „Es möchte sein, daß das scharfe Urteil Arndts nachwirkt, der Jean Paul einen Jugendverderber nennt. Arndt forderte für die Deutschen eine eiserne Zucht, damit sie sich der Übergriffe und Machtansprüche Napoleons mit heldenhafter Todesverachtung erwehren und da erschienen ihm die Jean Paulschen Gestalten mit ihrer Tränenseligkeit und träumerischen Weichheit als schlechte Vorbilder für Jünglinge und Männer jener Zeit. Da ich selige Leutnantsjahre in der Heimat Jean Pauls verlebt habe, trieb mich, den Bahreuther Dichter in seinen Werken kennenzulernen und ich las den Wuz und den Quintus Fixlein. Ich fand rührend geschildert, wie sich diese vom Schicksal unterdrückten Menschen mit der Not und Mühlsal ihres armen Lebens herumschlagen und dabei im seelischen Bereich eine Tapferkeit entwickeln, die man getrost der des stürmenden

Soldaten an die Seite stellen kann. Ach, und der Gefühlsüberschwang in den Flegeljahren! Mir will scheinen, daß etwas Grund-Deutscheres als das blühende Schwärmen des Walt in der ganzen deutschen Literatur nicht vorhanden ist und wer in Gefühlen schwelgen kann wie dieser Walt, der wird ohne weiteres auch bereit sein das Leben für Vaterland und Freiheit zum Opfer zu bringen.“

Goethe kommt, mit Schiller über den „Wilhelm Meister“ sprechend, heran und läßt sich vernehmen: „Bei Jean Paul ist zu beachten, daß er aus unbedeutender Gegend stammt, die keinerlei Anregung zu großen Gedanken gibt, und daß er in armseligsten Umständen aufgewachsen ist, weshalb sich kein geläuterter Geschmack bei ihm ausbilden konnte. Leider verspürte er nicht die Notwendigkeit, sich durch das Studium der Griechen, bei denen er das wahrhaft Menschliche, Natürliche und Gesunde hätte finden können, über die Enge seiner Entwicklung zu erheben. Daher die Formlosigkeit seiner Darstellung und das Fehlen eines ruhigen Ebenmaßes.“

Die selbstbewußte Klarheit und die überlegene Ruhe Goethes erregen das leicht entzündliche Gemüt des braven Görres und er schüttet sein Herz aus vor den Auserwählten:

„Jean Paul war in vielem nicht meiner Meinung, aber was verschlägt das? Er war ein geborener Deutscher; der beste Boden für solche Menschen ist gerade die entlegene Gegend an den Quellen des Mains und der Saale. Aus dem mythischen Untergrund der Landschaft herausgewachsen, regellos wie eine knorrige Eiche, bildete er sich zu dem barocken Wesen, das in seinem dichterischen Schaffen zutage tritt. Dazu hat ihm Guldoba, die Hüterin des Göttertrankes, drei Züge aus der Met-Schale wie einst dem Geliebten Odin erlaubt und er hat sich seinen weltumgreifenden Humor daraus angetrunken und zu schönem Wahnsinn sich berauscht. Seine wunderbare Phantasie spielt mit Zaubergestalten, aus einer höheren Welt herabgeworfen, und reflektiert wie eine fata morgana die kleinsten Gegenstände unten auf der Erde. Sein dichterischer Sinn durchströmt wie ein großer Fluß die Weltteile und widerstrahlt in seinem Lauf den Himmel und die Sterne und Alpen und Triften und Wälder und Herden, die am Ufer gehen, und Städte, die an ihm liegen. Unererschöpflich ist sein Reichtum an Stoff, der wogend übereinander treibt und den die bildende Kraft kaum zu beschwichtigen vermag. Wie vom Sirius herab betrachtet er der Menschen Tun und Treiben und zeigt, wie alles eitel Narrheit ist und Überwitz, nur die innere Treue und Liebe und Wahrheit im Menschen nicht. Der Titan, der Gipfel und die Mitte seiner Werke, ist er nicht ganz eigentlich ein schimmerndes Paradies aus Demantwasser und Brillantenfeuer geschaffen und wie eine Welt in ursprünglichem Schöpfungslichte schwimmend und auf ihm verklärte Geister des Himmels hernieder zur Erde schwebend? Wenn wir diese Gestalten betrachten, die, obwohl nicht von Gott geschaffen, doch so lebendig um uns stehen, ja gleichsam aus der Quelle des Lebens selbst in goldenen Gefäßen herausgeschöpft, wenn wir den Dichter sehen, wie er in heller, stiller Klarheit unter diesem Sternenschein eines geistigen Himmels schwebt und alles mit bloßem Wink des Auges ordnet und formt, dann wird uns recht im Innern begreiflich, daß der Glaube, es wohne eine eigentlich schöpferische Kraft im Menschen, keineswegs vermessene sei. Wer weiß, ob nicht die Gestalten, die ein Dichter

ganz rund und geschlossen und ohne inneren Widerspruch in eigener Eingeburt hervorgebracht, nicht eben damit auch in einer anderen Welt in der Wirklichkeit wiedergeboren werden? —

Wo ist solch ein Humor zu finden, der bald wie der Blitz die Flammensäule des explodierenden Vulkans umspielt, bald sie in Dampfswolken hüllt? Vom Witz habe ich in Jean Pauls Werken alle Arten in reichlicher Menge gefunden und darunter Eine, die die schwerste und zugleich gelungenste von allen ist, die dramatische nämlich. Ich rechne dahin Schoppes Fahrt ins Wasser im „Titan“, Zeusels Streit mit seinem Bruder, dem Balgtreter, im „Hesperus“, Razenbergers Entführung des Doppelhahen und die Abstrafung seines Rezensenten, die Eröffnung des Kabelschen Testaments, die Treibjagd der Gläubiger gegen den Elsäßer in den „Flegeljahren“, die ganze Rasse des närrischen Hasenfußes Schmelzle, des Doktor Hoppediezel Türken Schlacht mit seiner guten Ehehälfte in der „Unsichtbaren Loge“ und gar viel anderes.

Es hat der Witz dieses Dichters einen scharfen und immer wachen Blick; seltenere Spielarten und Mißgeburten wie er hat keiner noch herausgebracht. Aus Orient und Okcident, von den Gegenfüßlern und Nebenfüßlern, aus allen Wissenschaften und Ständen und Erdwinkeln kommen die Gedankengänge wie Karawanen zu ihm hergereist und er treibt seinen Tauschhandel und Verkehr und läßt den Samojeden vor sich auf dem Kamele fliegend reiten und den Araber mit Reintieren im Phaethon durch die Wüste fahren und fliegende Fische oben im Lindenwipfel singen, daß die Nachtigallen horchen und Meerlaken aufmerksam in sentimentalen Romanen blättern.“

Bis dahin hat Goethe den begeisterten Worten Görres' zugehört. Jetzt aber wendet er ein: „Man lasse sich durch diese romantische Betrachtungsweise nicht von den einfachen Tatsachen ablenken, daß der konfuse Polyhistor in den Kumpellkammern aller Zeiten herumkramt und mit Siebenmeilenstiefeln alle Weltgegenden durchstreift, statt den gegenwärtigen Tag im Auge zu haben und sich mit den Gegenständen zu beschäftigen, die in seinem räumlichen Gesichtskreis liegen.“ Damit entfernt sich der Große.

Nach kurzer Überlegung fährt Görres, scheinbar unbeirrt durch Goethes Einwurf, fort:

„Jean Paul ist der Prophet einer neuen Zeit, der für Letztes und Größtes im deutschen Menschen kämpft. — Glücklicherweise wurzelt seine Weltanschauung nicht in der Antike, im klassischen Altertum, sondern im deutschen Mittelalter, das sich in ihm lebendig erhalten und weitergebildet hat; sie stammt aus der Jugendzeit unseres Volkes, das sich hier nocheinmal einen Ausdruck all seines gärenden, drängenden Reichtums, seines Humors, seiner Lebensfreude und himmlischen Sehnsucht geschaffen hat. Der Deutsche sucht eben nicht nur Schönheit, er braucht als geistiges Brot und als jeelische Nahrung noch anderes, nämlich Freiheit, Gefühl und überirdische Dinge. Jean Pauls Lachen stammt tief aus den Wurzeln der Religion; er kann über das Unvollkommene auf unserm Stern so fröhlich sein, weil er die Dinge der Erde nicht als das Letzte nimmt, weil sie ihm klein und gering sind vor dem Unendlichen.

Was wir aber an Jean Paul als das Höchste anerkennen müssen, das ist die große, wahrhaft göttliche Kunst, mit der er uns in jeder Lebens-

zeit die Jugend wiedergibt. Wie legt er sich uns nicht lieblosend an die kalte Brust und verhüllt sie mit dem schneeweißen Schwanenflaum und deckt uns ganz mit den Flügeln seiner Liebe zu, daß die warmen Lebensströme immer dichter aus dem Herzen quellen und alles Erstarrte in uns lösen, bis alle welken Blumen der Erinnerung im warmen Herzblut von neuem aufgeblüht und alle schweigenden Gefühle in ein helles Klingen aufgewacht und wir uns freudig überzeugen, daß wir noch nichts vom alten Lebensfeuer eingebüßt.

Darum die hohe Achtung, die Jean Paul bei den Zeitgenossen empfing. Sie ahnten, was ihnen mit diesem Dichter gegeben war. Sie stießen sich nicht an seiner Form, an der persönlichen Eigenart seiner Sprache, sie drangen tiefer und lasen. Da fanden sie den herrlichsten Inhalt. Seine Helden, die meist wie er selbst aus engen Verhältnissen stammen, haben trotzdem die Freuden des Daseins: die Erde, das Weltall, ja alle Himmel sind ihnen offen. In der Enge der bürgerlichen Verhältnisse bleiben sie frei, leicht, da ja ihr Geist, ihre Einbildungskraft sie zur Sonne hebt. Jean Paul kann das Wertvolle, Lebendige, Gute in allem entdecken. Er liebt das Kleine, die Enge des Hauses, die bürgerlichen Hantierungen, aber er geht in dem Engen und Nahen nicht auf, er ist auch ein Bürger der höheren Welten wie keiner der Klassiker. Der Humanismus der Renaissance, aus der die Klassik hervorgegangen, drang nie ins Volk, er drang auch nicht in die innerste Welt Jean Pauls. Dieser ist zwar durch den Rationalismus und durch die Aufklärung hindurchgegangen, aber es sind nur vollstümliche Dinge, die ihn tiefer beschäftigen, Fragen der inneren und äußeren Not, der Beziehungen der Menschen untereinander, Liebe und Haß. Wie Jean Paul, so interessiert sich das Volk am meisten für Realitäten, für Gegenständliches, gleichgültig, ob es von dieser Erde oder vom Himmel ist. Es interessiert sich nicht für die Fragen der systematischen Philosophie, es will vom Leben und von den ewiggültigen Dingen wissen — und wo fände es dieses Wissen tiefer, fruchtbarer und reicher als bei Jean Paul! Er wurzelt zudem mit dem Inhalt, dem Stoffgebiet, mit den Problemen seiner Romane in einer Welt, wo der Unterschied zwischen Volk und Gebildeten noch nicht vorhanden war, und er ist deshalb berufen, diesen Unterschied aufzuheben. Ja, das Volk wird auch einen Jean Paul wieder lesen, wenn es nur einmal weiß, was bei ihm zu lesen ist. Und es wird die Zeit kommen, da nicht nur das deutsche Volk ihn lesen wird, sondern auch Engländer und Amerikaner; ja sogar die Franzosen werden diesen deutschen Dichter einst lieben und verehren. — Und er ist nicht hier?“ —

Trocken und kurz gibt Kant, der große Philosoph, seine Meinung kund: „Ich meinstest, was von jeher der Ansicht, daß dieser Jean Paul ein Zentralkopf und ein Universalgenie ist.“

Der gute Wieland, der auch einmal glaubte, daß der Dichter Jean Paul zur Läuterung seines Geschmacks einer tieferen Versenkung ins klassische Altertum bedürfe, hat ein reiferes Urtheil gewonnen und spricht:

„Einem Geiste seiner Art griechischen Geschmack beibringen wollen, hieße einen Mohren weißwaschen. Er hat in der That eine göttliche Beglaubigung, zu sein wie er ist und er ist einer der größten deutschen Dichter. Leicht macht ers uns freilich nicht, wenn wir zu ihm gelangen wollen. Er hat sein Schloß mit Dornenhecken, Fallgruben und Selbstschüssen

umgeben und sein Park ist von üppiger Wildnis; gepflegte, glatte Wege gibt es da nicht. Auf seiner Schulter sitzt, wenn er schreibt, eine Dohle und an den Wänden hängen üppige Spinnweben. Nachts, wenn er im Garten wandelt, ist der Mond sein Gefährte und die bleiche Liane seine Geliebte.“

Herder, der sich bisher sehr zurückgehalten hat, nimmt nun auch das Wort: „Niemand kann es mehr beklagen als ich, daß mein Herzensfreund in diesen heiligen Hallen fehlt. Sein hohes sittliches Gefühl machte ihn zu einem Arzt seiner Zeit und mancher Schriftsteller, der bis in den Himmel erhoben wird, müßte tief sich vor ihm neigen. Alle künstlich metrische Form gebe ich hin gegen seine Tugend, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius. Seine größte Geisteskraft setzte Jean Paul zeit lebens an die Verherrlichung der Gedanken Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit. Das rein gestimmte Ohr vernimmt bei ihm oft Anklänge einer überirdischen ewigen Wahrheit. Wenn gepredigt wird: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr“, so gibt es wohl keine klassischeren Typen dieser geistlichen Armut als einen Wuz, Firlin, Fibel oder auch Walt. Jean Paul sang nicht in den Palästen der Großen, sondern war der Dichter der Niedergeborenen, der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinen, da vernahm man trostverkündend die süßen Töne seiner Harfe.“

Nocheinmal erhebt Görres seine Stimme und ruft: „Will man das innerste Wesen deutschen Geistes in seiner ganzen Breite und Tiefe kennzeichnen, so muß man sagen:

Goethe, Schiller — und Jean Paul!“ — —

Auf fernem Kirchturm schlägt die Glocke Eins. Der Dämmerchein im Tempel erlischt und die Schatten verschwinden. Tiefes Schweigen herrscht wieder in der Halle und im nächtlichen Dunkel schreitet träumend ein einsamer Wanderer den Weg über die Marmorstufen der Walhalla hinab.

Die Aschaffburger Galeriefrage

Um eine weitere Klärung dieser Frage herbeizuführen, veranstaltete die Ortsgruppe Aschaffenburg des Frankenbundes zusammen mit dem Geschichtsverein, dem Kunstverein, dem Speßartbund, dem Verkehrs- und Verschönerungsverein am 27. 5. eine Versammlung. Über diese berichtete der „Beobachter am Main“ am 28. 5. u. a. folgendes:

„In einer sehr gut besuchten Versammlung bei Heyland-Schwind referierten gestern abend Oberstudienrat Dr. Schneider und Oberinspektor Hartmann über den Stand der Aschaffburger Galeriefrage. Das Ergebnis dieser Versammlung, der beiden Referate und der Aussprache ist in der nachfolgenden Entschliebung zusammengefaßt, die einstimmig angenommen wurde und den maßgebenden Stellen in München nochmals zeigen soll, daß man in Aschaffenburg nicht gewillt ist, sich mit den bisherigen Ersatzzuwendungen für die aus unserer Galerie entfernten wertvollen Originale abzufinden. Als einmütige Auffassung der Versammlung darf festgestellt werden, daß der Kampf um die Rückbringung